

handeln der Kinder ist. Zugleich wird deutlich, wie sich die Vorlieben für Medienfiguren aufgrund der alltäglichen Erfahrungen der Kinder in Familie und Kindergarten entwickeln. Die gleichen Medienfiguren können für Kinder teilweise unterschiedliche Funktionen haben. Das macht gerade die Bewertung von Identifikationsangeboten in der Prüfpraxis nicht einfach. Das Buch kann aber allen uneingeschränkt empfohlen werden, die sich mit dem kindlichen Alltag und daraus resultierenden Bedürfnissen und Medienvorlieben beschäftigen wollen oder müssen. Aha-Erlebnisse sind garantiert.

Lothar Mikos

Die Debatte um den V-Chip in Nordamerika

Seit in den Vereinigten Staaten die Debatte um den sogenannten V-Chip (V steht für Violence) losgetreten wurde, wird bei den Diskussionen um wirksamen Jugendschutz im Fernsehen in Deutschland zwar nicht direkt nach Amerika geschickt, aber im Hinterkopf haben technische Lösungen einen festen Platz. Die Kindersperre in der d-box des Digitalen Fernsehens ist ja bereits untersucht worden. Mit Hilfe dieser Sperre können z. B. Eltern bestimmte Sendungen oder Kanäle für ihre lieben Kleinen unzugänglich machen. Ob sie das tatsächlich tun, ist eine andere Sache und umstrittene Frage.

Der V-Chip funktioniert anders. Wie J. M. Balkin treffend formuliert, ist der V-Chip „nicht einfach nur ein einzelner Chip, sondern eine Kombination von verschiedenen Technologien“ (S. 59). Erstens werden zusammen mit dem Fernsehsignal nicht nur Bild und Ton, sondern auch weitere Informationen übertragen. Zweitens kann eine elektronische Schaltung in einer TV- oder Kabel-Box so gestaltet werden, daß bestimmte Programme aufgrund eines numerischen Codes geblockt werden. Drittens können die Nutzer mit Hilfe ihrer Fernbedienung aus einem Menü auswählen, wieviel Gewalt, Sex, Nacktheit und üble Ausdrücke („bad language“) sie tolerieren wollen. Für die Programme ist viertens ein Rating-System notwendig. Wenn ein Programm gesendet wird, bei dem der V-Chip nun ein Rating findet, das die vom Nutzer festgelegten Standards überschreitet oder ihnen entspricht, wird das Bild von einer großen schwarzen Box ersetzt. Außer-

dem kann der Ton gesperrt werden, wenn es sich um sogenannte „bad language“ handelt. In Deutschland wird das Überbiepen von vulgärer Sprache ja bereits seit der Verabschiedung des Verhaltenskodex für Talkshows in den entsprechenden Sendungen praktiziert. Allerdings ist hier der ausstrahlende Sender verantwortlich und nicht ein V-Chip, bei dem ein Rating-System erst zusammen mit den Standards der Nutzer seine Wirkung entfalten kann. Das verweist bereits auf Probleme, die auch in den USA heftig diskutiert wurden: Die Frage, wer denn aufgrund welcher Kriterien welche Sendungen welchen Ratings zuordnet, genau wie die Frage nach der Kompetenz der Nutzer, Standards festzulegen. Mechanismen der Filterung sind, wie J. M. Balkin anmerkt, „keine neutralen Mittel der Organisation, Sperre und Selektion“ (S. 78). Der V-Chip wird so zu einer politischen und ideologischen Frage, und er wird sich auf vielfältige Weise auf die Entwicklung der Kultur und die Produktion von Fernsehsendungen auswirken.

Aber der Reihe nach. In den Vereinigten Staaten wird seit 1996 intensiv über den Einsatz des V-Chip diskutiert. Das liegt daran, daß der *Telecommunications Act* von 1996, der in dem vorliegenden Buch mit den entsprechenden Passagen dokumentiert ist, den V-Chip ab 1998 verbindlich für Fernsehgeräte vorschreibt. Da die Manuskripte für dieses Buch bereits 1997 abgeschlossen wurden, ist die konkrete Praxis des V-Chip noch nicht berücksichtigt. Dafür ist der Weg zu dieser technischen Möglichkeit des Jugendschutzes genau nachgezeichnet und die Debatte um seine Vor-

und Nachteile genau dokumentiert. Im *Telecommunications Act* wurde die Fernsehindustrie gleichzeitig aufgefordert ein Rating-System zu entwickeln. Nach mehreren Entwürfen, die der Rundfunk- und Telekommunikationsaufsichtsbehörde FCC vorgelegen hatten, wurde schließlich im September 1997 ein überarbeiteter Vorschlag von der Motion Picture Association of America, der National Cable Television Association und der National Association of Broadcasters vorgelegt. Immerhin konnte der Herausgeber des Buches noch die Anmerkung unterbringen, daß dieser Vorschlag am 12. März 1998 von der FCC akzeptiert wurde.

Danach gibt es zwei Kategorien, die auf Programme angewendet werden, die nur für Kinder produziert wurden:

– *TV-Y All Children* für Programme, die alle Kinder sehen können und auch Zwei- bis Sechsjährige nicht ängstigen können.

– *TV-Y7 Directed to Older Children* für Programme, die für Kinder ab sieben Jahren produziert wurden. Dabei wird davon ausgegangen, daß Kinder in diesem Alter zwischen Fiktion bzw. Phantasie und Realität unterscheiden können. Allerdings wird hier noch die Unterkategorie *TV-Y7-FV* eingeführt für Programme, in denen phantastische Gewalt intensiver ist als in den anderen Programmen dieser Kategorie.

Schließlich gibt es noch vier Kategorien für Programme, die für das gesamte Publikum – oder wie man in Deutschland sagen würde: „für die ganze Familie“ – produziert wurden:

– *TV-G General Audience* für Programme, die Eltern als geeignet für alle Altersgruppen einschätzen.

– *TV-PG Parental Guidance*

Suggested für Programme, die Eltern als nicht geeignet für jüngere Kinder einschätzen und die sie zusammen mit ihren Kindern sehen sollten.

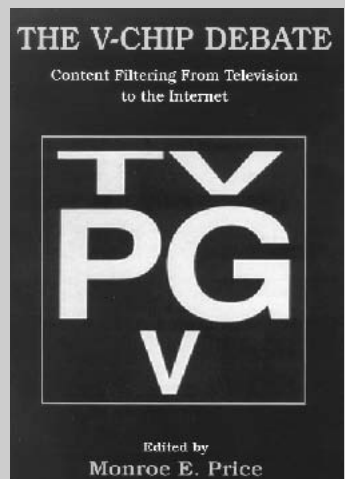
– *TV-14 Parents Strongly Cautioned* für Programme, die Eltern als ungeeignet für Kinder unter 14 Jahren ansehen und die auf keinen Fall unbeaufsichtigt angeschaut werden sollten.

– *TV-MA Mature Audience Only* für Programme, die für Erwachsene bestimmt sind und nicht von Kindern unter 17 Jahren gesehen werden sollten.

Diesen vier Rating-Kategorien liegt eine Steigerungsform der Art von Gewalt- und Sexdarstellungen sowie vulgärer Sprache zugrunde. Während in TV-G-Sendungen nur wenig oder gar keine Gewalt und Sex zu sehen sind, enthalten die der Kategorie TV-PG moderate Formen der Gewalt und nur einige sexuelle Situationen, wie es heißt. In den beiden anderen Kategorien wird zwischen der intensiven Darstellung von Gewalt, Sex und vulgärer Sprache und der expliziten Darstellung unterschieden. Diese Ratings orientieren sich an der Regelung der Kennzeichnung von Kinofilmen, die im Beitrag von Richard M. Mosk vorgestellt und kritisch diskutiert werden.

Diese „TV Parental Guidelines“ sind allerdings heftig umstritten. Einerseits wird die Frage gestellt, wer denn die Ratings bewertet, wie sie James T. Hamilton in seinem Beitrag „Who Will Rate The Ratings?“ stellt. Andererseits wird diskutiert, ob solche „evaluativen“ Ratings überhaupt sinnvoll sind und nicht eher „deskriptive“ Ratings, die den Inhalt klassifizieren, sinnvoller sind. Joel Federman kommt nach einem Vergleich der Rating-Systeme in Australien, Deutschland,

Großbritannien, Schweden und den USA zu verschiedenen Medien wie Film, Fernsehen und Computerspielen zu dem Ergebnis, daß deskriptive Ratings den evaluativen vorzuziehen sind. Er nennt vier Gründe: Erstens könnten evaluative Ratings einen gegenteiligen als den beabsichtigten Effekt haben, weil einige Kinder gerade von einem hohen Rating angezogen werden könnten. Zweitens seien evaluative Ratings weniger konsistent, weil sie verschiedene Kategorien kombinieren würden. Drittens seien sie aufgrund dieses Fehlens der Konsistenz nicht so zuverlässig wie deskriptive, und schließlich könnten viertens deskriptive Kategorien viel weniger als evaluative Kategorien dazu mißbraucht werden, ein Wertesystem der Gesellschaft zu repräsentieren. Abschließend stellt Federman fest: „Eine Gesellschaft, die die Meinungsfreiheit (freedom of expression) hoch bewertet, muß extrem vorsichtig bei der Anwendung von Warnhinweisen auf Ideen sein, ungeachtet der Tatsache, ob diese Ideen in der Form von politischer Rhetorik oder fiktionalen Geschichten daherkommen. [...] Der Preis, der durch die Einstufung von Medieninhalten für die Meinungsfreiheit gezahlt wird, kann durch die Verwendung von Rating-Systemen verringert werden, die Beschreibung (description) maximieren und Verurteilung (judgement) minimieren“ (S. 129). Aber auch diese Sichtweise ist umstritten. Denn beschreibende Kategorien für Medieninhalte zu finden, ist sehr aufwendig. Andererseits gibt es z. B. so viele Arten, Gewalt darzustellen und ebenso viele Arten der sozialen Bedeutung von Gewalt, daß es keine einfachen Lösungen der Codie-



Monroe E. Price (Hg.):

The V-Chip Debate. Content Filtering From Television to the Internet. Mahwah, N. J./London: Lawrence Erlbaum Associates, 1998. 29,00 £, 363 Seiten m. Tab.

rung von Gewalt geben kann, wie J. M. Balkin anmerkt. Jede Form der Filterung von Medieninhalten und die Verwendung von V-Chips führe letztendlich zum „Verlust einer gemeinsamen Fernsehkultur“ (S. 83). Der V-Chip ist also keineswegs der Weisheit letzter Schluß, wie auch der Feldversuch im Jahre 1997 in Kanada gezeigt hat. Die Debatte um Jugendschutz, auf welche Art auch immer, und um die Freiheit der Meinungsäußerung wird weitergehen.

Das vorliegende Buch bietet einen ausgezeichneten Überblick über die Diskussion um den V-Chip. Es werden amerikanische, australische und europäische Perspektiven berücksichtigt, wobei Deutschland ein wenig kurz kommt. Das mag aber gerade für die deutschen Leserinnen und Leser ein Vorteil sein. In zwei Aufsätzen wird auch auf das Internet eingegangen. Die Diskussion kreist jedoch um denselben zentralen Punkt: Wie kann trotz des Jugendschutzes eine größtmögliche Freiheit der Meinungsäußerung gewährleistet werden. Im Anhang sind alle wichtigen Richtlinien, Berichte, Rating-Systeme und Statements, die für die amerikanische und kanadische Situation zentral sind, dokumentiert; ebenso die „Fernsehen-ohne-Grenzen“-Direktive der Europäischen Union sowie Regelungen der französischen CSA. Eine umfangreiche Bibliographie bietet zahlreiche Hinweise für diejenigen, die die Debatte um den V-Chip noch intensiver verfolgen möchten. Das Buch sollte gerade wegen der sehr reflektierten Diskussion der Problematik zur Pflichtlektüre von Jugendschützern und Mitarbeitern von Landesmedienanstalten gehören.



**Dieter Baacke/Uwe Sander/
Ralf Vollbrecht/Sven Kommer u. a.:**
*Zielgruppe Kind. Kindliche Lebenswelten
und Werbeinszenierungen.*
Opladen: Leske + Budrich, 1999.
49,00 DM, 357 Seiten.

Erforschte Werbewelten: „Zielgruppe Kind“

Ein gefährlicher Zustand, der unbedingt erforscht gehört: Kinder leben heute, kann man den einleitenden Worten des Buches „Zielgruppe Kind“ entnehmen, „in einer überwältigenden Allgegenwärtigkeit symbolischer Querschraffierungen“. Was immer das heißen mag. Die Quintessenz des Buches läßt sich griffiger formulieren: Kinder leben zwangsläufig und unvermeidbar in einer Warenwelt. Die einzig interessante Frage ist nicht, wieviel Werbung sie abkriegen (wie stark sie kontaminiert werden, würden Kulturpessimisten vielleicht formulieren), sondern wie gut sie damit klar kommen. Die Forscher der Universitäten Bielefeld und Halle (Saale) haben viele Ergebnisse zusammengetragen, die vor allem für die Fachwelt spannend sind, dem interessierten Laien aber nicht unbedingt neue Erkenntnisse verschaffen. Will sagen: Was man vorher schon zu wissen glaubte, in Wirklichkeit aber bloß ahnte, hat man nun schwarz auf weiß; das ist Wissenschaft. Anders als der gleichnamige Film zur Forschung, den RTL 1997 gezeigt hat und der neben artigen Kindern und aufgeklärten Müttern eigentlich kaum etwas zu bieten hatte (er wird zeitgleich mit dem Buch für den völlig unangebrachten Preis von 149 Mark auf den Markt gebracht), hat das Buch immerhin eine Menge mitzuteilen. Es gelingt den Autoren, den von Werbung durchdrungenen Medienmarkt aus Sicht der Kinder zu rekonstruieren. Entscheidender aber – und vor allem neuer – ist ihre Rekonstruktion der kindlichen Distanzierungstechniken: Ab wann sind Kinder in der Lage, Werbung als solche zu er-

Lothar Mikos